

Ein Berner Schädel ist nicht von Plastigg 2.5

Erinnerungen und Erfahrungen eines Münsinger Lehrers

Alice Miller im Geschichtsunterricht

Als junger Lehrer stehe ich zum ersten Mal vor der Aufgabe, im Geschichtsunterricht die Holocaust-Gräueltaten der Nationalsozialisten zu thematisieren. Wie können 16-Jährige das „einordnen“? In der Ausbildung haben wir keine Hilfestellung erhalten, wie das abzufedern sei. Mir graut davor, mich oberflächlicher Sensations-Befriedigung schuldig zu machen.

Kurz zuvor habe ich im Buch „Am Anfang stand Erziehung“ der polnisch-schweizerischen Psychologin Alice Miller eine plausible Deutung gelesen, dass „wohlerzogene“ Menschen, die in ihrer frühen Kindheit von Bezugspersonen Schlimmes erdulden mussten, zur ununterbrochenen Fortsetzung („Exorzierung“) dieses Schlimmen verdammt sind, wenn sie die damals unmögliche Trauer oder andersartige Aufbereitung später nicht nachholen können. Dies scheint mir eine plausiblere Deutung des „Bösen im Menschen“ zu sein als dass es unabwendbar, gar von Gott gewollt, zur menschlichen Existenz gehöre. Nur: Darf ich es verantworten, meiner Klasse diese Theorie anzubieten? Was, wenn nun so „unterrichtete“ Schüler ihrerseits nach Gewalt forschen, die ihnen ihre Eltern allenfalls angetan hätten - würde ich da etwas losstreuen, das ich weder verantworten noch moderieren könnte?

Im Buch ist als Kontakt von Alice Miller die Verlagsadresse angegeben. Via diesen Umweg lege ich ihr meine Frage vor – ohne grosse Hoffnung: „Die hat wohl Wichtigeres zu tun, als die Frage eines unbedeutenden Lehrerleins zu beantworten“. Tagelang keine Antwort; der schulische Alltag geht weiter und ich finde mich damit ab, im Unterricht auf der konventionellen Ebene zu bleiben. Eines Abends geht das Telefon, ich nehme ab – am andern Ende ist Alice Miller persönlich, die mich darin bestärkt, der Klasse „ihre“ Deutung anzubieten, was ich in der Folge dann auch tue. (Für spätere Klassen habe ich eine Simulation entwickelt, in dem ich jedem Jugendlichen verschlüsselt eine Existenz aus dieser Zeit zuordne und im Wechselspiel mit aus der geschichtlichen Wirklichkeit abgeleiteten Schicksals-Wendungen eigene Entscheide abverlange – parallel zum fortschreitenden Wissenserwerb über die Nazi-Zeit.

(Hier übrigens das damals verfasste Hand-out: <https://christophkuhnch.files.wordpress.com/2020/10/krieg-und-frieden-1.pdf>)

Karl Marx für 7.-Klässler

Staatskunde in der neuen 7. Klasse, um die Jahrtausendwende. Die Schüler tragen Begriffe zusammen wie Demokratie, Verwaltung...

Yoyo, ein sehr sportlicher Typ mit langen Locken, fügt „Kommunismus“ bei. Ich frage, ob er denn etwas darüber wisse: „Ja, ich diskutiere manchmal mit meinem Vater über Politik und bin daran, „Das Kapital“ zu lesen“. Ich bin baff: „Verstehst du denn, was da geschrieben ist?“ – „Nein, nicht alles“. Beim Nachbereiten frage ich mich, was ich in diesem Fach einem solchen 7.-Klässler zusätzlich noch bieten könnte.

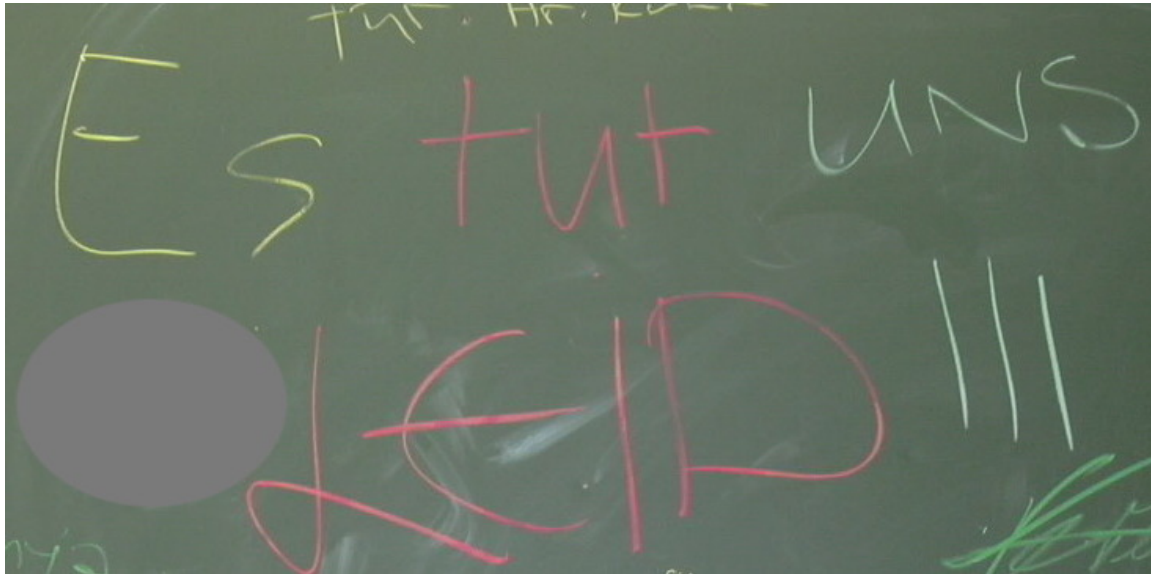
Am nächsten Morgen höre ich vor Lektionsbeginn Adi zu Yoyo sagen: „Du, „das Kapital“ ist wirklich verdammt schwer verständlich geschrieben“. Ich frage ihn, schon etwas zweifelnd an meiner Quartalspräparation: „Ja, kennst denn du diesen Schinken auch noch?“ – „Nein; ich habe im Internet nachgeschaut und einige Seiten gelesen; aber es ist mir zu kompliziert.“ (Gott sei Dank, meine Planung ist gerettet.)

Theaterrollen verteilen

7. Klasse, letzte Vormittagsstunde. Es steht die Rollenverteilung fürs kommende Klassentheater an.

Die Klasse ist enorm schwatzhaft und unaufmerksam, bis mir der Kragen platzt und ich ihnen entgegenschmettere: „Dir chöit mi de im Lehrerzimmer go hole, we der wieder möget Disziplin haa!“. Damit verlasse ich aufgebracht das Klassenzimmer. Im Lehrerzimmer: warten, warten, warten. Sonst setzen sich doch immer rasch einige reumütige Mädchen durch und kommen nach spätestens 10 Minuten - jetzt: nichts. Schliesslich läutet es zum Mittag. Ich lasse noch einmal 2-3 Minuten verstreichen und gehe zurück ins Klassenzimmer: Niemand mehr da – aber an der

Wandtafel links ein kompletter Rollenzuteilungs-Vorschlag, und rechts (mit den Unterschriften aller Kinder versehen):



Da müssen wir doch etwas unternehmen!

Das Deutschbuch der 6. Klasse erzählt auf einer Doppelseite vom Schicksal mittelamerikanischer Kinder, welche in Silberminen ihr Leben ruinieren, um ihre Familien zu unterstützen. Wir nehmen das gebührend bedauernd zur Kenntnis und wenden uns einem andern Thema zu, da meldet sich Linda*: „Aber Herr Kuhn, das können wir doch nicht so auf sich beruhen lassen - da müssen wir doch etwas unternehmen!“

Daraus erwächst in mehreren Etappen ein Projekt, das mich noch heute begleitet: Die Klasse findet eine unterstützungswürdige Organisation. Jedes trägt in einer Liste ein, wie viel vom seinem Taschengeld es monatlich zu spenden bereit ist. Ich verdoppele die Summe aus meinem eigenen Sack. Da unsere Spende aber undifferenziert in einen riesigen Topf geworfen wird, steht in den regelmässig hereinflatternden Hochglanzbroschüren nicht, was spezifisch mit unserem Geld gemacht wird. Das befriedigt nicht. Kaum haben wir beschlossen, als Alternative eine Umwelt-Organisation zu unterstützen, stellt Andreas einen Rückkommensantrag: Er hat vom Kinder-Patenschafts-System von WorldVision erfahren und bringt Informationen hierüber. Das passt uns besser. Unser „Taschengeld-Kredit“ reicht für zwei Patenschaften.

Beiläufig erzähle ich anderen Klassen davon – schliesslich finanziert das Rebacker-Schulhaus 6 Patenschaften. Eine Zeitlang funktioniert sogar das System, dass die Patenschaften abgehender Klassen durch neue übernommen werden. Aber offenbar fressen die modernen Freizeitaktivitäten und -geräte so viel Taschengeld, dass schliesslich alle Patenschaften an mir „haften bleiben“. Da jede Patenschaft jeweils nach einer Kindergeneration abgeschlossen wird, kann ich mit der Zeit reduzieren auf noch zwei Patenschaften, die mich – seit ca. 30 Jahren - immer noch begleiten und jeweils nach 5-7 Jahren durch neue Projekte abgelöst werden.

(*In der Regel verwende ich Decknamen; hier habe ich allerdings zu Lindas Ehren ihren wirklichen Namen eingesetzt.)

6.-Klässlerin lehrt einen Lehrer korrigieren

Die eine Woche zuvor verfassten Texte sind kommentiert, gewürdigt und zurückgegeben. Die Kinder sind daran, sie nachzubearbeiten. Einige stehen neben meinem Pult, um Beratung zu bekommen. Endlich kommt Monika an die Reihe – ein zielbewusstes, ordnungsliebendes Kind, aber in meinen damaligen Augen nicht besonders «schreibbegabt».

Erregt knallt sie mir ihr Heft aufs Pult und wirft mir an den Kopf: «Herr Kuhn, ich habe mir solche Mühe gegeben beim Schreiben, und jetzt haben Sie mir alles ‘verchaaret’ mit Ihren Korrekturen». Plötzlich sehe ich diese Seiten mit ihren Augen: Eine Schrift, der man ansieht, dass die Autorin sich Mühe gegeben hat. Und darübergelegt, nach Sitte meiner eigenen Lehrer, mit dickem Rotstift meine – leider ziemlich zahlreichen – Korrekturen.

Da ich Monika als beflissenes Mädchen kenne, pflichte ich ihr bei, um ihre verständliche Wut zu besänftigen: «Ja, das sieht wirklich nicht schön aus. Es tut mir leid».

Fortan habe ich SchülerInnen-Texte sorgfältiger und nur noch mit Bleistift bearbeitet; dies beinhaltet zudem die Möglichkeit (eine positive Herausforderung für schreibgewandte Jugendliche), besonders gut geratene Texte nur noch anhand meiner Korrekturen in eine Endform bringen zu können, sie also kein zweites Mal schreiben zu müssen.

Ännschu, das ADHS-Wunder

Angela, von ihrer Freundin Ännschu genannt, ist ein frisch-fröhliches Landmädchen mit viel natürlicher Intelligenz und Lebensgewandtheit. Nur stört sie andauernd den Unterricht wegen ihres ADHS. Meine Küchenrezepte nützen bald nichts mehr, und auch der beigezogene Heilpädagoge findet kein „Naturheilmittel“. Mit Einwilligung von Eltern sowie Hausärztin und nicht zuletzt von der widerstrebenden Angela selber greifen wir schliesslich zu Ritalin. Die Hälfte der schon niedrigen ärztlichen Verschreibung reicht, dass Ännschu wieder genügend „in der Bahn läuft“. Nach einigen Monaten geht es sogar wieder einigermaßen ohne Ritalin – die negativen Verhaltensmuster sind mittlerweile durch Unterrichts-kompatiblere ersetzt.

Während dieser ganzen Zeit war ich immer überzeugt: Brüche bei uns eine Katastrophe aus von der Währung Atomkrieg oder Hungersnot – Ännschu wäre sofort als natürliche Führerin akzep-

tiert und würde ihre Gruppe mit Umsicht und zielsicher durch das Schlamassel leiten. Muster-schülerInnen würden ihr orientierungslos und willig folgen...

Unsere „Zivilisation“, und die obligatorische Schule als Abbildung davon, ist für einen Teil unse-
rer Mitmenschen untauglich (und nicht umgekehrt!).

Jan fasst Tritt - ausserhalb der Schule

Jan ist ein härterer Fall als die leicht lernende Ännschu:

Intelligent, aber ungebärdig, ungezogen (besser: von den getrennt lebenden Eltern widersprüch-
lich „geleitet“) und daher nicht gut im 08/15-Schul-Lernen, schafft er es trotz schnellem und
hellem Intellekt nicht in die Sekundarschule. In der Realschule unterfordert, wird er nach einem
Jahr doch noch in die Sek versetzt (auch, damit die abgebende Klassenlehrerin ihn „los ist“). Dort
wäre nun unter anderem Ausdauer und Sitzleder gefragt, was Leuten mit Jans Intellekt nicht in
die Wiege gelegt ist: Sieht er doch schon von Anfang an, wohin der Ball rollen soll, und macht
den Weg des Balls nicht selber mit. „Es kommt, wie es muss“: Seine schulischen Leistungen wer-
den immer schlechter, er stört immer auffälliger; schliesslich wird er auf Ende der 8. Klasse (sei-
nem neunten Schuljahr) aus der Schule entlassen – ein zehntes Schuljahr bei uns würde nichts
mehr zum Besseren wenden. Bei einem Velomechaniker findet er vorübergehend einen Arbeits-
platz – und siehe da: Der bisherige „Kampf gegen Windmühlenflügel“ fällt in sich zusammen: Jan
erledigt seine Arbeit gewissenhaft und zur Zufriedenheit, bedient die Kunden (auch ehemalige
Lehrer) zuvorkommend, heimst Lob ein...

(Wie es mit ihm weitergegangen ist, entzieht sich meiner Kenntnis).

Ins gleiche Horn stösst zur selben Zeit eine

Time-out - Reportage im „Bund“

Der Reporter begleitet einen Halbwüchsigen, der in seiner Klasse „untragbar“ geworden ist, einen Tag in sein Time-out: Er fährt lange allein mit dem Postauto tief in den Forst westlich von Bern; dort müssen er und seine Kumpel sich jeden Komfort selber erarbeiten: Vom regengeschützten Sessel zur regengeschützten Feuerstelle zum Essen, das sie selber kochen inklusive einiger essbarer Pflanzen, die sie selber sammeln. Frage des Reporters an den Time-out-Leiter: Muss der Junge, wenn er nach drei Monaten in die Schule zurückkehrt, ein Schuljahr wiederholen? Antwort: Nein: Wenn er wieder motiviert und im Gleichgewicht ist, holt er das in drei Monaten Verpasste in zwei Wochen auf.

Wenn man sich den gigantischen Ressourcenverschleiss von Jugendlichen und Lehrpersonen überlegt, der durch mangelnde Motivation verursacht wird...

Meine Rezepte:

- *Jahrgangsklassen abschaffen, so dass jedes mal unten anfängt mit der Verheissung, mal obenauszuschwingen*
- *Nach der 7. Klasse Möglichkeit eines Unterbruchs zwecks praktischer Betätigung (in der Wirtschaft, bei einem Bauern...): Jeder kriegt einen Voucher für die restlichen zwei Schuljahre, den er binnen (beispielsweise) 5 Jahren einlösen kann*
- *Tutorium einführen: ältere SchülerInnen übernehmen Patenschaften von Jüngeren – das wäre natürlich leichter bei Mehrjahrgangsklassen*
- *Klassengrössen verkleinern, Anzahl Spezialisten an den Klassen reduzieren, Anzahl Lektionen reduzieren – dafür unterrichtet pro Klasse eine Lehrperson mit heilpädagogischer Ausbildung*

Luki schwingt „obenuus“ – mit unterirdischer Rechtschreibung

Die neue 7. Klasse hält Kurzvorträge, damit ich sie kennenlerne. Einige beschreiben ungewöhnliche Hobbies wie Parkour oder Steptanz, Luki erzählt vom Schwingen. Ich frage, ob sie bereit wären, für die bevorstehende Klassenwoche ein Atelier anzubieten, und alle sagen zu. Der kleine Luki kommt mehrmals bei mir vorbei und klärt seriös alle Eventualitäten, um Gefahren vorzubeugen, und packt auch zwei Paar Schwingerhosen ein. Sein bestens aufgebautes Programm leitet er mit grossem Geschick, Umsicht und Selbständigkeit. Am Schluss werden unter seiner Leitung die als Sägemehl-Ersatz heruntergeholten Matratzen wieder nach oben transportiert, der Boden erneut gefegt und Tische und Stühle wieder zurechtgerückt. Alles piccobello, ohne „Hilfestellung“ meinerseits! (Die andern haben übrigens ebenso zuverlässig fungiert – wie ich es als ehemaliger Pfaderführer nicht anders erwartet habe.)

Im folgenden Quartal zeigt sich immer mehr, wie träg und indifferent Luki gegenüber seinen teils schreienden schulischen Bildungslücken ist: Sie sind ihm sch...egal; Hauptsache, er kann notenmässig gerade so mitschwimmen – tunlichst ganz zuhinterst, versteckt hinter grossen Kumpels. Ohne diese positive Erfahrung von der Studienwoche hätte ich bald keine Hoffnung mehr in ihn gesetzt, ihn wohl „abgeschrieben“.

In der 8. Klasse kommt er vor Weinachten nach vorn: „Werden wir auch Bewerbungsbriefe üben?“ Ich sage für Februar zu; ihm eilt es aber, obwohl er noch nichts Konkretes in Sicht hat, und so schreibt er übungshalber zuhause einen Versuch ins Leere und bringt ihn mir. Ich markiere die gehäuften Fehler und sprachlichen Ungeschicklichkeiten. Und plötzlich erkennt er den Sinn normgerechten Schreibens. Fortan gibt er mir freiwillig wöchentlich ein- bis zweimal einen kurzen Übungstext zur Korrektur ab.

Das Elefantenbaby

Maiwanderung mit der siebten Klasse auf die Blueme mit Besteigung des Aussichtsturms. Einige schleppen Gegenstände hoch, um sie herunterfallen zu lassen (ausnahmsweise geduldet, da niemand anderes da ist). Zuhinterst kommt Ueli, ein kräftiger Typ, der in den letzten Monaten aus den Kleidern geschossen ist und alle andern um zwei Köpfe überragt, mit einem Riesenblock

in den Armen: „So, da kommt noch ein richtiges Elefantensbaby!“ Mir entfährt: „Welches meinst du nun?“ und ich merke sofort, aber zu spät, dass diese Ironie übergriffig ist. Er scheint sich aber nicht ernsthaft veralbert zu fühlen, und in der Klasse kommt kein Hohn auf. Hinterher entschuldige ich mich trotzdem bei ihm – er holt, völlig arglos, zum Ausgleichstreffer aus: „Ach, wissen Sie, es soll doch jeder so sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist!“

Nerven aus Stahl – mal umgekehrt

Urs beschreibt mir im Wochenheft seine erste Pfadiübung als Venner. Seine Quintessenz: „Ich kann mir jetzt erst so richtig vorstellen, welche Nervenkraft Sie jeweils für uns aufbringen müssen.“ Ich klebe ihm verschieden dicke Schnüre als Ersatznerven ins Heft.

Klassenlektüre ohne Zwang?

In der Klassenwoche höre ich, wie Christian, ein wortkarger Schüler, der für uns im Unterricht kaum mehr als zwei Sätze übrig hat, in der Freizeit einem Kameraden eine phantastische mündliche Buchbesprechung eines Glauser-Krimis hinlegt. Ich frage ihn, wie es zu diesem Gegensatz komme. Antwort: „Dieses Buch lese ich freiwillig; zudem habe ich es selber ausgewählt.“ Daraus erwächst ein für mich aufwendiges Projekt: „Eine selbstgewählte Novelle (Lehrplan!) lesen und besprechen.“ Heute ginge die Bereitstellung der Auswahl mit Internet, Antolin etc. viel leichter. Damals – 1990 – hiess es: Zusammenstellungen aus Literatursammlungen kopieren und zusammenschneiden, Vera Wenger von der Buchhandlung um Tipps fragen (und auch zu diesen Büchern kurze Inhaltsangaben suchen und zusammenschneiden), das Ganze nach Themen und Epoche gliedern, kopieren... – Schliesslich startet das Projekt. Ich staune: Paul, vordergründig ein Erz-Realist, hat „Der goldene Topf“ von E.T.A. Hoffmann ausgelesen, und Andi liest gar „Bergkristall“ von Adalbert Stifter. Gefragt, ob es ihm gefällt, sagt Andi: „Nein! Ich bin Strahler und habe gemeint, es gehe ums Strahlen“. Ich biete an zu wechseln. Er: „Nein. Ich habe gewählt, und jetzt beisse ich durch. Wer weiss, vielleicht kann ich ihm ja noch etwas abgewinnen.“ (Diese Erfahrungen haben mich dazu geführt, wenn möglich in jeder Deutsch-Klasse eine Wahlpflicht-Lektüre durchzuführen.)

Fünfe grad sein lassen

Auf dem Ausflug wirft Marion beim Picknicken eine etwas zerdrückte Tomate in die Aare. Ich als junger Ökofreak will sie zwingen, sie wieder herauszufischen. Der Klassenlehrer: „Lass Fünfe grad sein. Du machst ihr sonst den Umweltschutz madig“. – Immer und immer wieder ging es in meinem Lehrerleben um die Frage: Wo beharren, wo Fünfe grad sein lassen. (Die Schüler warfen wir gelegentlich vor, nicht konsequent zu sein.)

Niedrige Selbsteinschätzung als Selbstschutz für Faule

Pädi ist ein intelligenter, geistig flinker, aber fauler „Viereinhalb-Schüler“. Auf die Frage, ob er sich nicht zur Prüfung fürs Gymnasium anmelden möchte, wehrt er ab: „Sie überschätzen mich, das ist zu hoch für mich“. Ich biete ihm folgende Wette an: „Du machst die Prüfung. Wenn du *nicht* bestehst, hast *du* gewonnen. Wenn du bestehst, habe *ich* gewonnen.“ Er verlangt Bedenkzeit.

Am nächsten Tag kommt er in der ersten Pause zu mir: „Haben Sie mir Material zum Vorbereiten?“ (Und natürlich hat er die Prüfung geschafft.)

Unterstützung durch Freundinnen

Monika darf in der 5. Klasse nicht Ski fahren wegen zu schwachen Fussgelenken. Sie kommt als einzige mit den Langlaufskis ins Skilager, auf denen sie noch nie gestanden ist. Unsere Hütte steht neben dem Skilift, auf halber Höhe; die einzige, mickrige Loipe ist unten auf dem Talboden. Am ersten Tag kämpfen wir uns zu zweit durch Tiefschnee stundenlang hinunter, Monika immer wieder stürzend; mir schwant Schlimmes bezüglich ihrer Widerstandskraft – sowohl körperlich wie seelisch. Schliesslich sind wir unten, Monika total erschöpft. Das Langlaufen ist für sie kein besonderer Genuss - schon gar nicht allein mit dem Lehrer. Nach dem Mittag rückt dräuend die

Frage in den Vordergrund: „Wie kommen wir wieder hinauf?“ Ich veranschlage im Geist schon Stunden, da schlägt Monika vor: „Wollen wir nicht den Skilift nehmen?“ Ich finde das zwar tollkühn, aber einen Versuch wert. Und siehe da, sie, die in der Loipe alle paar Meter gestürzt ist, schafft es, ohne Sturz nach oben zu kommen. Einige ihrer Kolleginnen fahren zufällig auf der Piste an uns vorbei: Aufmunternde, aber auch bewundernde Zurufe - Monika richtet sich förmlich auf daran!

Wie wir auf halber Höhe des Lifts abgebügelt haben, weiss ich nicht mehr. Aber die Schlacht war gewonnen!

3 Lektionen bis Friedensschluss

Um den Geschichtsunterricht eindringlicher zu gestalten, habe ich etliche Planspiele („Simulationen“) entwickelt. In meinem ersten vertreten Schülergruppen die Sieger- und Verlierermächte an der Friedenskonferenz am Ende des ersten Weltkriegs. Noch unerfahren, lasse ich als Spielleiter jede „Aktion“ zu, so auch, dass sich in Russland die Weissen und die Roten verbünden. Damit sie nicht zu mächtig werden, lasse ich nun jedoch das Schicksal zuschlagen: „Hunger und Krankheiten dezimieren die weisse und die rote Armee, sie sind nicht mehr kampffähig, die Soldaten desertieren.“ Aber jetzt entwickelt das Spiel eine Eigendynamik: Die Schülergruppen spielen nicht mehr gegeneinander, sondern versuchen vereint Zug um Zug, den Spielleiter an die Wand zu spielen.

S (Schülergruppe): „die beiden russischen Armeen kriegen von den Entente-Mächten Medikamente und Nahrungsmittel“. – Lehrer (L): „Der Transport durch das gegnerische Deutschland dauert zu lange und ist zu unsicher.“ S: „Die Lieferung wird verschifft und sicher durch die neutrale Ostsee transportiert.“ – L: „Auch das dauert zu lang.“ – S: „Es ist Winter, die Ostsee ist zugefroren, mit Lastwagen geht der Transport viel schneller und kommt rechtzeitig an.“ So dauert zwar die betreffende Lieferung weniger lang, aber unser Spiel immer länger. Nach dem Mittag müssen noch zwei weitere Lektionen angehängt werden, bis die Verhältnisse in Europa geregelt sind. (Immerhin: Der echte Friedenskongress dauerte noch etwas länger.)

Altklug

Geschichtsspiel in der 7. Klasse, erster Teil: Standes-Interessen prallen während der französischen Revolution aufeinander.

Die drei Stände haben sich an unterschiedliche Orte zurückgezogen und beraten ihre Strategie, machen erste Verhandlungsangebote - vorerst noch allzu zahme. Ich coache sie: Der erste Stand soll dem dritten besänftigende Schein-Angebote machen, die ihn nichts kosten oder erst in ferner Zukunft teuer werden (die heutige Realpolitik lässt grüssen). Der dritte Stand lässt sich von diesen Sirengesängen prompt einlullen, und nur meine Überredungskünste bringen ihn dazu, seine Forderungen heraufzuschrauben. Mit diesem Verhandlungspfand kommen die Emissäre nun zum ersten Stand zurück und präsentieren ihre inakzeptablen Vorschläge. Kontrahentin Juliana taxiert: „Typisch - da gibt man ihnen den kleinen Finger, und schon wollen sie die ganze Hand!“

Echter als erhofft

Geschichtsspiel in der 7. Klasse, zweiter Teil: Es wird ernst.

Ich komme vom ersten Stand, der im offenen Raum gegenüber dem Treppenhaus tagt, zurück ins Klassenzimmer zum 3. Stand und spüre: Etwas liegt in der Luft. Da marschiert schon Till triumphierend heran - im Schlepptau die ganze Parallelklasse, die er ihrem halb widerstrebenden Lehrer als Verstärkung „ausgerissen“ hat. Zusammen haben sie natürlich gegenüber den beiden andern Ständen eine gewaltige physische Übermacht. Ich versuche die Situation zu entschärfen, indem ich etwas von „symbolischen Handlungen“ fasle; die Parallelklasse nickt vordergründig brav - da läutet es zum Lektions-Ende: Die ganze Meute stürzt hinaus Richtung Treppenhaus-Vorraum. Der erste Stand dort reagiert instinktsicher: Sofort werden Tische und Bänke laut polternd gekippt und zu einer Festung aufgetürmt - schon beginnt die Keilerei. Ich habe vorerst keine Chance, die Kontrolle zurückzugewinnen, und kann nur noch laut lachend ob meiner selbstverschuldeten Machtlosigkeit zusehen - sehr zum Entsetzen des vorübergehenden Kollegen, der mich und diese Bescherung mit heruntergefallenem Kiefer fassungslos anstarrt.

Realität siegt gegen Fiktion

Immer noch die französische Revolution: Ich beschliesse nun, Klasse 7a wirklich gegen Klasse 7b spielen zu lassen.

In der letzten Vormittagsstunde verfasst die 7a, der Dritte Stand, Flugblätter mit Forderungen und Demonstrations-Aufrufen. Vor dem Mittag werden ca. 20 davon überall im Schulhaus angeklebt.

In der ersten Nachmittagsstunde geht die 7b – die Agenten des 1. und 2. Standes – auf die Suche nach diesen aufrührerischen Plakaten: Sie sollen sie mitbringen, um ihre Strategie entsprechend ausrichten zu können. Nur finden sie fast keine, was mir einen ironischen Kommentar über ihre Spitzel-Tauglichkeit entlockt.

In der Pause erzähle ich davon im Lehrerzimmer. Aus dem Schulleiter bricht es heraus: „Also *du* bist der Urheber! Ich habe meine halbe Mittagspause damit verbracht, diese unziemlichen Plakate zu suchen und abzuhängen.“

He, Aute!

Pausenaufsicht im grossen Schulzentrum. Neben mir grüsst ein unbekannter Dreikäsehoch seinen Kumpel: „He, Aute!“. Belustigt wende ich mich ihm zu: „Wie bitte?“ Er, Unheil abwendend: „Nid dir – dir syt ja no jung“ (immerhin über 60...)!

Er het ja nume ganz harmlos glüte

Aufgaben-Kontrolle in der 5. Klasse mal anders: In der einen Klassenhälfte kursiert der Vorlese-Text, in der andern eine Veloklingel. Wenn ein Lesefehler passiert, kann geklingelt werden, und der Text muss weitergegeben werden; wenn der „Klingler“ nicht reagiert, wird die Klingel weitergegeben. Welche Partei bleibt länger im Spiel?

Andrea passiert ein kleines Fehlerchen. Silvan wäre an der Klingel, verpasst die Gelegenheit aber; „lütte“, schreit es aus seiner Mannschaft. Verdattert betätigt er die Klingel – ein mickriges Tönchen erklingt. Ich beruhige: „Wyterfahre, es isch ja numen es harmloses Fählerli gsy.“ Christian, altklug: „Er het ja o nume ganz harmlos glüte.“ Wir fahren weiter, bis mir die feinsinnige Sprachironie des 5.-Klässlers bewusst wird. Ich schütte mich aus vor Lachen; die vordersten fallen mit ein, schliesslich lacht die ganze Klasse – die meisten nicht so richtig wissend, warum der Lehrer vorne überhaupt lacht.

Zu einem Fehler stehen können #1

Machtkampf 9. Klasse – Leitung im Skilager: eine Gruppe Frondeure hält sich nicht an eine in ihren Augen sinnlose Anweisung. Sanktion, Eskalation (sensationell frecher Ausspruch: „Wei mir daas?“)... schliesslich Aussprache mit den Aufständischen. Es zeigt sich, dass in der Klasse schon lange ein Malaise grassierte. Wir können uns zum Friedensschluss (oder mindestens Waffenstillstand) verständigen.

Am Wochenende danach wird mir bewusst, dass der Konflikt nicht nur mit den Frondeuren hätte besprochen werden müssen, sondern auch – und vor allem – mit denjenigen, die unseren Anweisungen zähneknirschend gefolgt sind: Um den Frieden zu bewahren (oder aus Loyalität) haben sie ihren Ruf bei den Frondeuren aufs Spiel gesetzt.

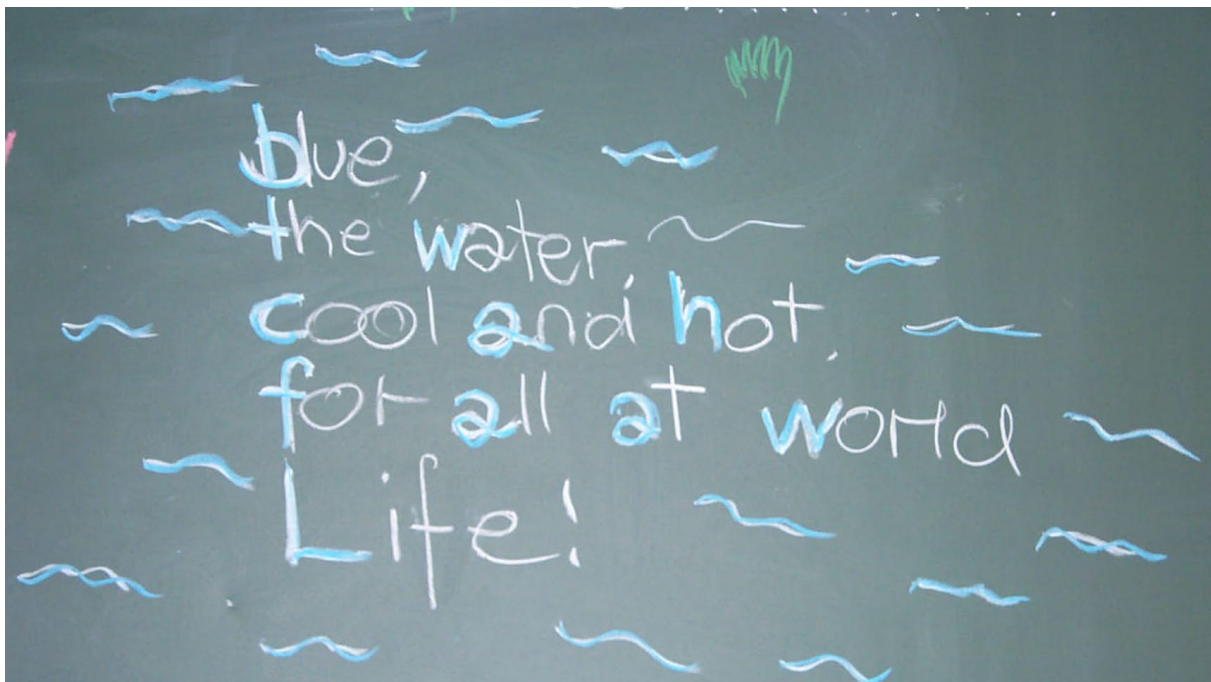
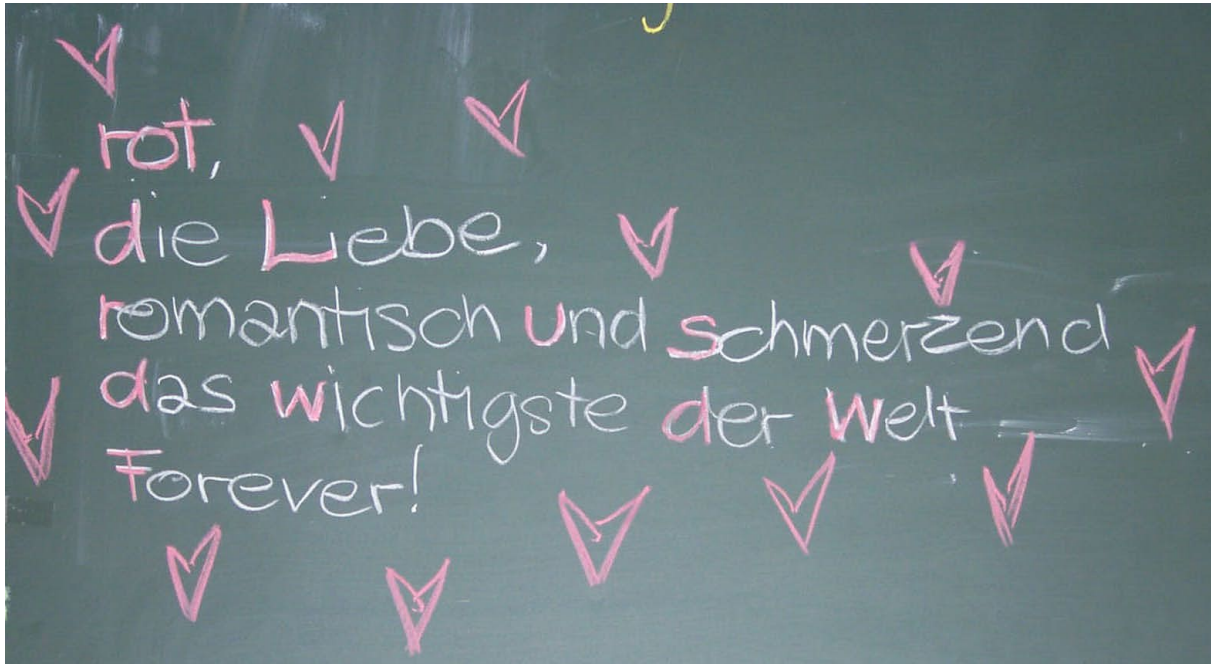
Am Montag entschuldige ich mich deshalb bei den Betroffenen – und sehe, wie einigen förmlich „eine Last von den Schultern fällt“, wie sie richtig aufatmen.

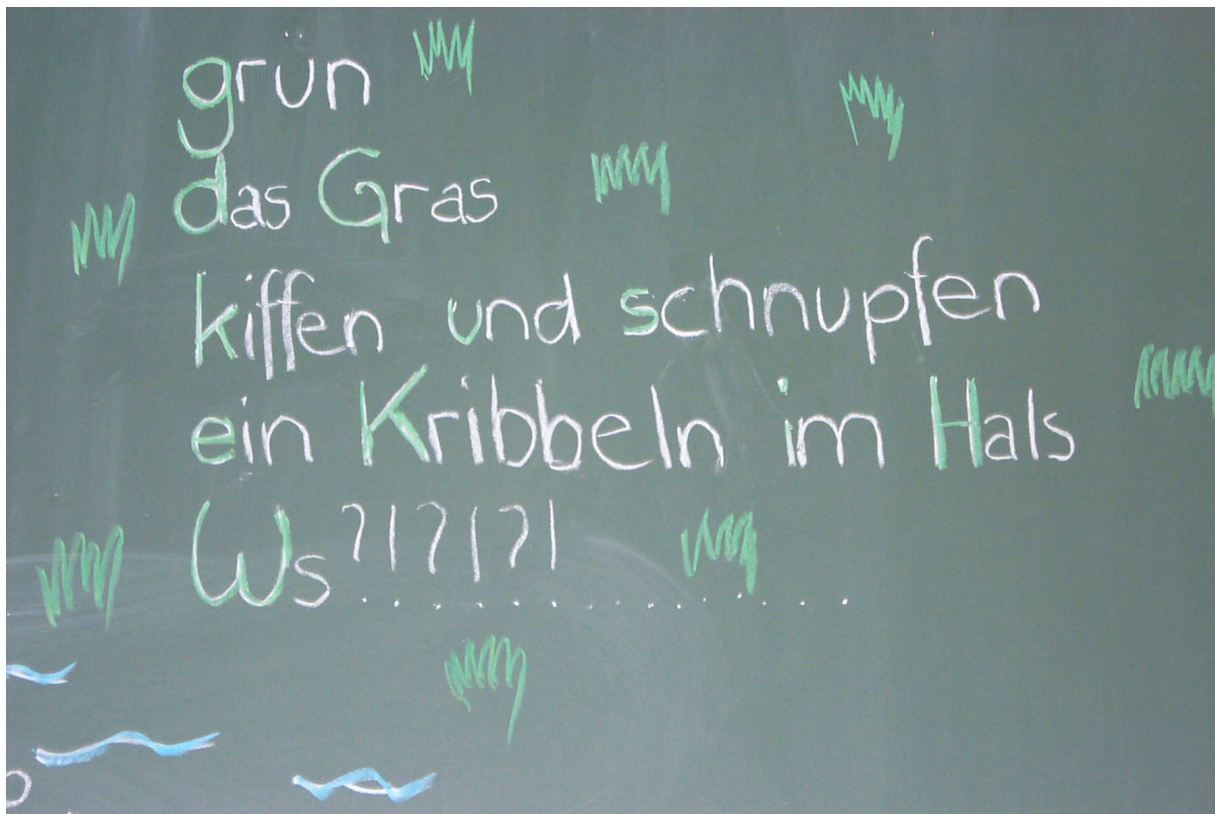
Zu einem Fehler stehen können #2

Abschluss-theater einer 9. Klasse; ich bin mit meiner 7. Klasse zu Gast in der Hauptprobe. Im selber geschriebenen Stück wird eine Kollegin plump und unfair aufs Korn genommen. Meine Klasse reagiert höhnisch, viele andere im Publikum auch. Im Laufe des Nachmittags versuche ich vergeblich, die Rollenträgerin zu erreichen, um etwas Salz aus der Darstellung herauszubringen. Damit erzeuge ich so viel Wirbel, dass der Leiter die öffentliche Abendaufführung kurzfristig absagt – was absolut nicht mein Ziel war, nun aber nicht mehr zu ändern ist.

Da diese Folge mir sehr Leid tut, entschuldige ich mich am nächsten Morgen rückhaltlos und ohne „aber...“-Widerhaken vor der Klasse. Nicht alle, aber einige können die Entschuldigung annehmen.

Elfchen – Schülerarbeiten (kein weiterer Kommentar nötig)





Osteuropa rückt ins Blickfeld

Im Spätsommer 1992 begann meine erste eigene Klasse ihr Abschlussjahr. Auf eine hingeworfene Bemerkung, wir könnten uns doch ein besonderes Abschlusslager überlegen, zum Beispiel einen Klassentausch mit dem eben erst „frei“ gewordenen Osteuropa, reagierte Lilly begeistert, was ich von dieser Klasse nicht gewohnt war. Ich wusste, dass der Kanton Bern hierfür ein Budget reserviert und eine Koordinationsstelle eingerichtet hatte: Peter Kormann, der damalige Leiter der Schulwarte (heute Medienzentrum), vermittelte mir den Kontakt mit einer Schule in Hradec Kralové (Königgrätz, Hauptort von Ostböhmen). Durch mehrere Kontakte (damals noch kompliziert, ohne Mail) entstanden Programme für einen Besuch bei uns und einen Gegenbesuch, so dass den Schülern und Eltern auf Weihnachten hin eine Programmskizze präsentiert werden konnte. Da keine negativen Reaktionen eintrafen, fahre ich weiter mit der Planung. Allerdings hängt die Durchführung schliesslich an einem Faden: Zwei Eltern äussern im letzten Moment Ablehnung, und auch der Präsident der Schulkommission ist dagegen. An der entscheidenden Sitzung muss er sich aber vertreten lassen, und sein weltoffener Stellvertreter äussert sich in der Diskussion sehr positiv, worauf die Kommission das Programm annimmt. Mein Ansprechpartner in der Gemeinde, der Gemeindeschreiber, verhindert eine offizielle Unterstützung (über die vom Kanton verlangte Defizitgarantie von 900.- hinaus) mit dem Argument, Münsingen sei schon mit einer andern tschechischen Gemeinde verschwistert. Von einigen Eltern erhalte ich Unterstützung bei der Organisation (z.B. zum Besuch eines High-Tech-Betriebs), und der Kollege der Parallelklasse vermittelt mir einige Aufenthalts-Plätze in seiner Klasse, so dass mehr Tschechen zu uns kommen können (ihre Klassen sind wesentlich grösser als unsere).

In der Woche vor Pfingsten reiste die tschechische Deutsch-Schüler-Elite der Königgrätzer Oberstufenschule unter Leitung ihrer zwei Deutsch-Lehrerinnen an – im Bus, eine schier endlose Reise. Dafür stand uns dieser Bus dann für die ganze Woche zur Verfügung. Ich sass jeweils vorne zwischen dem Chauffeur und den tschechischen Lehrerinnen und dirigierte die Fahrt („vlevo, doprava“). Die Kommunikationssprache zwischen den Schülern wechselte bald auf Englisch, das die Tschechen etwas besser als Deutsch konnten. Und der Technik-Freak, der einen der ersten Übersetzungs-Computer mitgenommen hatte, kam auch auf seine Trainings-Einheiten, weil sein Gerät sehr bald den Geist aufgab. Dank Gemeinde- und Kantonsbeiträgen konnten wir auch teure Ausflüge machen – zum Beispiel auf das Schilthorn: Meine tschechischen KollegInnen erzählten mir später, dass der hierfür eingesetzte, allerdings weit zu hoch bemessene Budgetposten einem Monatslohn in Tschechien entsprach.

Gerne hätte ich auch einen oder zwei Ausflüge mit Fahrrädern gemacht: Meine Klasse hatte bis auf eine Ausnahme für ihre Gäste Velos bereitstellen können; aber die tschechischen Verantwortlichen waren kategorisch dagegen, was ich in der Rückschau begreife. In meiner Erinnerung hatten vor allem die Ausflüge aufs Schilthorn und die kleine Wanderung auf den Mont Vully sowie der Abschlussabend und das durch SchülerInnen niederschwellig organisierte gemeinsame Bräteln Erfolg; der Besuch eines Öko-Bauernhofs und des High-Tech-Betriebs dagegen stiessen weder bei Schweizern noch Tschechen auf grosses Interesse.

Die für das Schulwesen zuständige Gemeinderätin durchbrach das eisige Desinteresse der Gemeinde und veranstaltete auf eigene Rechnung einen „richtigen“, offiziellen Empfang – zum Glück, wenn ich an den späteren pompösen Empfang durch den Bürgermeister der zwanzig mal bevölkerungsreicheren Gastgeber-Stadt denke.

Der Gegenbesuch war für uns natürlich das grössere Ereignis – schon nur die Fahrt mit dem Nachtzug von Stuttgart nach Prag in Couchettes; dann die teure Busse im Zug nach Hradec Kralové, weil einige Schüler ihre Schuhe auf das gegenüberliegende Polster gelegt hatten: Volle 20 Kronen (was ziemlich genau einem Franken entsprach). Die kulinarische Verwöhn-Keule setzte schon früh ein: Wir hatten im Zug nach Hradec Kralové gepicknickt, wurden aber sofort nach Ankunft mit dem „O-Bus“ ins damals erste Hotel am Platz gefahren zu einem „richtigen“ Frühstück um 10 Uhr; danach erhielten wir das (ziemlich farblose) Kantinen-Mittagessen in der Partnerschule und, alle abends bei den Gastfamilien, einen ersten „Fest-Frass“ (ich zum Beispiel hatte 5 Schnitzel auf dem Teller, während die Familienangehörigen zwei erhielten, und musste 3 Halbliterflaschen Bier hinunterbringen).

Als Highlight sind mir in Erinnerung: der Besuch bei Skoda in Mlada Boleslav (wo an einem „aufgeschnittenen“ neuen „Favorit“ die 50 Änderungen gezeigt waren, welche die VW-Techniker gegenüber dem ursprünglichen Modell durchgesetzt hatten – alle in Richtung billigerer Produktion, dafür schlechter zu reparieren); der Ausflug nach Prag (wo meine Begleiterinnen ob des Preises für die Tasse Kaffee erleichteten: 37 Kronen – ca. 2 Franken); das Beinhaus von Kutná Hora sowie das mittelalterliche Salzbergwerk in der Nähe; der Ausflug ins „Böhmische Paradies“ Český raj; und schliesslich der Abschlussabend, an dem meine Klasse improvisiert Teile des vor kurzem aufgeführten Schwanks vorführten – aus dem Stegreif wieder auf Deutsch rückübersetzt, nachdem sie es für Münsingen auf Berndeutsch übersetzt hatte.

Als grosse Erleichterung erwies sich meine damalige Praktikantin Markéta Dbaly (eigentlich Dbalá), eine gebürtige Tschechin, welche uns immer wieder vor kulturellen Fettnäpfen und Schwierigkeiten bewahrte – zuletzt im Zug auf der Rückreise, wo sich herausstellte, dass mir der Bahnhof Thun die Rückreise in Tschechien berechnet, aber nicht auf das Ticketformular eingetragen hatte. Ich wollte schon – reicher Kolonist – das Portemonnaie zücken, als mir Markéta ein Zeichen gab. Die Kondukteuse war erleichtert - der Zuschlag hätte ihrem Monatseinkommen entsprochen: 40.-CHF. Das wollte sie uns nicht antun, und so erhielten wir den viel billigeren tschechischen Einheimischen-Tarif.